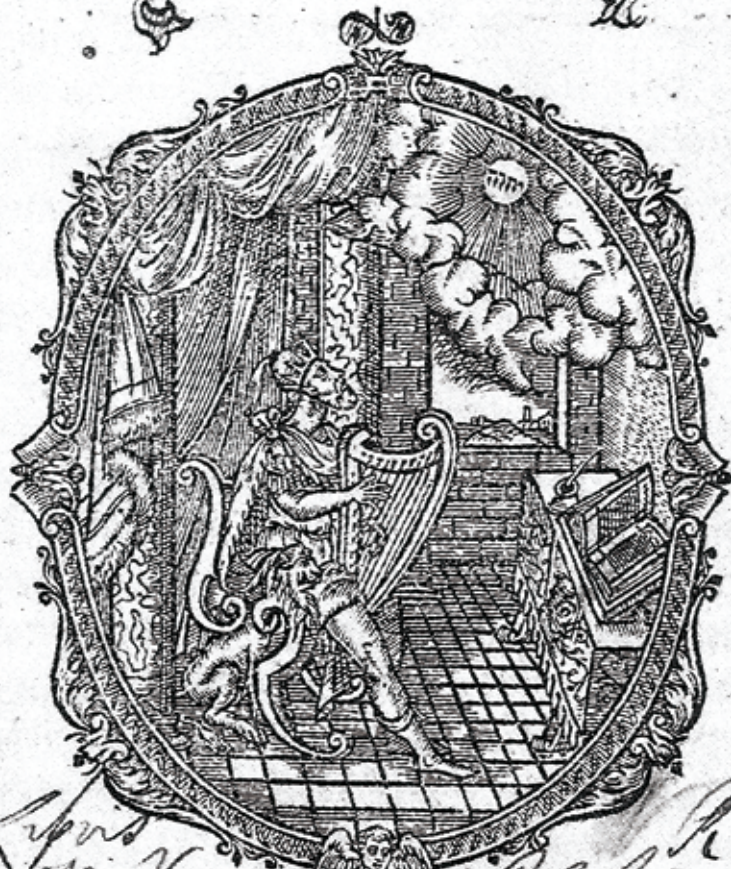


PSALTERZ DAWIDOW.

PRZEKLADANIA

JANA KOCHA-
NOWSKIEGO.



J. W. Kościński Vicary *in* *Bobolice* *R. Nieda*
J W Krakowie / w Drukarni Łazarzowej:
Roku Pańskiego 1579.

Interpretation statt Übersetzung

Psalterparaphrasen der Reformationszeit in Polen

Von Thomas Daiber

Was bedeutet es im 16. Jahrhundert, die Sprache zu wechseln, also die biblische „Ursprache“ in die Volkssprache zu übertragen? Und warum soll dieser Sprachwechsel nicht einfach eine „Übersetzung“, sondern eine „Paraphrase“ sein? Und weshalb wird der Vorgang des Sprachwechsels bevorzugt am Psalter geübt?

Zu Beginn der Frühen Neuzeit entstehen vornehmlich in den von Reformation und Protestantismus ergriffenen Gebieten Übersetzungen des biblischen Buches der Psalmen in die jeweiligen Volkssprachen. Betrachtet man die polnischen Frühdrucke des 16. Jahrhunderts, erschienen innerhalb von rund 60 Jahren sechs vollständige Übersetzungen des Psalters, nämlich eine lateinische und fünf polnische, zudem ein Separatdruck des Psalters aus der Bibelübersetzung von Wujek:

- Ioannes Campensis, *Psalmorum omnium iuxta hebraicam veritatem paraphrastica interpretatio, publico, cum nasceretur primum, et absolueretur, Lovanii hebraicarum literarum professore, R. D. Ioanni Dantisco Episcopo Culmensi etc. dedicata*, Kraków: Ungler 1532.
- Walenty Wróbel, *Żołtaz Dawidow / przez Mistrza Valantheo Wrobla z Poznania na rzecz polską wyłożony*, Kraków 1539.
- Mikołaj Rej, *Psalterz Dawidów* [Manuskript, 1546]
- Jakub Lubelczyk, *Psalterz Dawida onego Świętego, a wieczney pamięci godnego Krola y Proroka: teraz nowo na piosneczki po Polsku przelożony, a według Żydowskiego rozdziału na pięciuro ksiąg rozdzyelony*. Kraków: Wirzbięta 1558
- Jan Kochanowski, *Psalterz Dawidów*. Kraków: Łazarz 1579
- Paweł Milejewski, *Psalmy Dawidowe na modlitwy Chrześcijańskie*

przełożone, Przydana iest k temu rozmowa o modlitwie y modlitwy ludzi świętych z Bibliey wybrane, s.l. [Raków] 1587.

• Jakub Wujek, *Psalterz Dawidów* Kraków: Piotrkowczyk 1594.

Zu dieser Aufzählung kommen noch zwei vollständige Bibelübersetzungen (Biblia Leopolda von 1561 und Bresster bzw. Radziwiłł-Bibel von 1563) und etwa 15, vorwiegend in Krakau verbreitete Einblattdrucke mit anonymen Übersetzungen einzelner Psalmen. Unter den Autoren finden sich der „Vater der polnischen Literatur“ Mikołaj Rej, dessen Psalterparaphrase allerdings nicht zu seinen Lebzeiten gedruckt wurde; Jakub Lubelczyk, dessen Bedeutung nicht nur als Mitarbeiter der Bresster Bibel erst in jüngerer Zeit erkannt wird; Jakub Wujek, dessen Übersetzung lange den Textstandard der katholischen polnischen Bibel bestimmte, und schließlich der bis ins 18. Jahrhundert als größter polnischer Dichter gefeierte Jan Kochanowski.

Dass in Polen im 16. Jahrhundert etwa alle zehn Jahre eine vollständige Ausgabe aller 150 Psalmen vorgelegt wurde, scheint zunächst einfach zu erklären. Erstens kann man auf das reformatorische Interesse an der Verbreitung der Bibel in der Volkssprache verweisen, zweitens kann man anführen, dass singbare Versübersetzungen der Psalmen als liturgische Bausteine und als Kirchenlieder bei einer Durchführung des Gottesdienstes in der

■ Titelblatt der Erstausgabe von Kochanowskis Psalterübersetzung von 1579

Quelle: Jerzy Ziomek, *Renesans*, Wydawnictwo Naukowe PWN, Warszawa 1999



■ Abb. 2: Jan Kochanowski als lorbeerkrönter Dichter und Sänger des Psalters mit der Laute.

Volkssprache vonnöten sind. Beide Aspekte sind sicher gewichtige Motive, um ein gesteigertes Interesse an der Anfertigung von Psalterübertragungen im 16. Jahrhundert zu motivieren, aber sie reichen m. E. nicht aus, um die Eigenarten der erschienenen Texte zu charakterisieren.

Die Reformation begünstigte das Entstehen volkssprachlicher Bibelübersetzungen für die nicht-lateinkundige Bevölkerung; doch damit waren vollständige Bibelübersetzungen gemeint, und so ist nicht erklärt, warum ausgerechnet das Buch der Psalmen, und nur dieses, im Zehnjahrestakt herausgegeben wurde. Außerdem steht am Anfang der ganzen Reihe von Psalterübertragungen kein polnisches, sondern vielmehr ein lateinisches Werk, nämlich ein Nachdruck der zum ersten Mal 1528 erschienenen lateinischen Psalterparaphrase des Johann von Campen. Sie verspricht in ihrem Titel eine „paraphrastische Interpretation aller Psalmen gemäß dem hebräischen Urtext“. Campensis „paraphrasiert“ also einen zu Beginn

des 16. Jahrhunderts auch unter Gelehrten nur wenigen verständlichen hebräischen Text in einer allgemeiner verständlichen Sprache, dem Latein. Aber warum übersetzt Campensis den Psalter nicht einfach, sondern „interpretiert“ ihn? Die Frage ist, wie wir sehen werden, nicht nur für Campensis relevant, und ich werde im Folgenden der Einfachheit halber alle genannten Psalterausgaben – bis auf Wróbel's Kommentar und den Separatdruck Wujek's, der eine Übersetzung ist – als „Paraphrasen“ bezeichnen.

Auch das liturgische Argument will nicht zu allen Texten passen. Es ist altkirchliche Tradition, gewisse Psalmen im Gottesdienst zu singen, aus welchem Brauch sich die Kirchenlieder entwickeln. Tatsächlich ist die oben aufgeführte Paraphrase von Lubelczyk „in Lieder“ übersetzt, deren Melodien zumeist den Noten in der französischen Psalterparaphrase von Théodore de Bèze (1551) folgen. Aber Lubelczyk's Paraphrase ist die einzige, die zusammen mit Musiknotation erschienen ist. Die heute in der polni-

schen katholischen Kirche gesungenen Psalmparaphrasen von Jan Kochanowski wurden zwar kurz nach ihrem Erscheinen 1580 von Mikołaj Gomółka vertont, waren aber von Kochanowski, der beinahe jeden Psalm mit eigener Strophenform und teilweise komplizierten Versrhythmen versieht, nicht speziell im Hinblick auf ihre Sangbarkeit eingerichtet. Auch das praktisch-liturgische Argument, im 16. Jahrhundert wären verstärkt Psalmparaphrasen angefertigt worden, damit im Gottesdienst in der Volkssprache hätte gesungen werden können, trifft sicher nicht für jede Psalterübertragung zu.

Ich möchte daher die Frage nach den polnischen Psalterausgaben im 16. Jahrhundert etwas weiter fassen und nach dem bei Campensis auftretenden Begriff der „Paraphrase“ fragen. Eine „Paraphrase“ bedeutet, „dasselbe in anderen Worten“ zu sagen. Das kann in derselben Sprache geschehen, kann aber auch mit einem Sprachwechsel verbunden sein. Was bedeutet es im 16. Jahrhundert, die Sprache zu wechseln, also die biblische „Ursprache“ in die Volkssprache zu übertragen? Und warum soll dieser Sprachwechsel nicht einfach eine „Übersetzung“, sondern eine „Paraphrase“ sein? Und weshalb wird der Vorgang des Sprachwechsels bevorzugt am Psalter geübt?

Wechsel in die Volkssprache

Um zu verstehen, was „Volkssprache“ im 16. Jahrhundert bedeuten kann, sei ein Absatz aus Dantes Abhandlung „De vulgari eloquentia“ (um 1305) angeführt, die als eines der frühesten Zeugnisse der neuen Hochschätzung der Volkssprachen in der Renaissance gilt:

„Volkssprache nennen wir die, die wir ohne alle Regel, die Amme nachahmend, empfangen haben“.

„Wir haben auch weiter eine andere, sekundäre Sprache, die die Römer „grammatica“ benannt haben. Diese sekundäre Sprache haben die Griechen und andere, aber nicht alle. Zu deren Handhabung gelangen jedoch nur wenige, denn wir werden in ihr nur durch eine Spanne Zeit und ausharrendes Lernen geschult und gebildet. Von diesen beiden ist die edlere die Volkssprache, erstlich, weil sie zuerst von dem menschlichen Geschlecht gebraucht wurde, zum zweiten, weil die ganze Welt diese anwendet, wenn sie sich auch in verschiedene Aussprachen und Wörter geteilt hat. Drittens, weil sie uns natürlich ist, während jene mehr als etwas Künstliches da ist.“

(Arens 1969, 1, 55).

Zu Recht nennt Arens die zitierte Stelle einen „kuriosen Gedanken“, aber dieser Gedanke ist, wie mir scheint, der einzig mögliche Gedanke einer Epoche vor der historischen Sprachwissenschaft. Denn was ist zu sagen angesichts der Erfahrung, dass es viele Sprachen ‚auf der ganzen Welt‘ gibt, von denen man sich aber nicht vorstellen kann, dass sie in irgendeinem Sinne zeitlich entstehen oder vergehen können? Wenn Sprachen nicht entstehen oder vergehen, dann redet man also auf der ganzen Welt diese eine natürliche Volkssprache, die allerdings in verschiedenen Weltgegenden durch verschiedene ‚Aussprache‘ und durch Erfindung neuer ‚Wörter‘ je so verändert wurde, dass sie nun ‚geteilt‘ erscheint. Das Latein jedoch und das Griechische wird nicht vom Volk gesprochen und ist – hier liegt die Kuriosität – für Dante deshalb nicht älter, sondern vielmehr jünger als die Volkssprache: „Das Latein ist also eine tote Sprache, die niemand mehr im Leben

spricht; daher erscheint es ihm [Dante] als eine erst nachträglich zum Zwecke der internationalen Verständigung erfundene Sprache (gleich unserem Esperanto)“ (Arens ebd. 56).

Dantes Argumentation ist in sich völlig schlüssig. Erstens: Wenn Sprachen nicht entstehen und vergehen, was sie nur in der Sicht einer historischen Sprachwissenschaft tun können, dann sind diejenigen Sprachen, die von allen gesprochen werden, allesamt Bestandteile einer einzigen natürlichen Ursprache, und die anderen Sprachen, die man künstlich lernen muss, sind irgendwie nachträglich erfunden.

Zweitens: Die Sprache, die man von der Amme lernt, wird natürlicherweise angeeignet; die künstlichen Sprachen sind zwar genauer im Ausdruck, aber mühsam zu lernen.

Drittens: Wenn Sprachen nicht entstehen und vergehen, dann entstehen sie auch nicht auseinander. Wie ist zu erklären, dass die Menschen auf der ganzen Welt, die doch alle diese natürliche Sprache sprechen, sich nicht untereinander verständigen können? Offenbar muss diese eine natürliche, uranfänglich gemeinsame Sprache im Laufe der Zeit durch „Aussprache“ und Erfindung neuer „Wörter“ regional verdorben worden sein.

Diese Vorstellungen werden bis ins 16. Jahrhundert hinein – ja teilweise bis ins 19. Jahrhundert hinein – in immer neuen Variationen wiederholt:

- Es gibt zwei verschiedene Arten von Sprachen: Volkssprachen und künstliche Sprachen.
- Die Volkssprache wird aus dem Gebrauch natürlich gelernt.
- Die künstliche Sprache besitzt genaue Regeln.
- Der Unterschied zwischen den Volkssprachen muss als „Verdorbenheit“ einer ursprünglichen Grundsprache erklärt werden.

Die Begriffe von geregelter Kunstsprache und aus dem Gebrauch zu lernender Volkssprache können je

Autor variieren, wobei sich vor allem die Bewertung der Pole Künstlichkeit und Natürlichkeit radikal ändern kann. Die künstliche Sprache „Latein“ ist bei Dante negativ belegt, aber sie kann auch positiv bewertet werden. Theologisch wird der Gegensatz von den „geregelt“ Bibelsprachen Hebräisch, Griechisch und Latein und den „ungeregelten“ Volkssprachen zumeist dahingehend gelöst, dass die Sprachen der Bibel als inspiriert gelten, während die Volkssprachen den Sprachzustand nach der Zerschlagung des babylonischen Turms repräsentieren. Beispielhaft drückt das – und noch im 16. Jahrhundert nach dem Erscheinen der ersten tschechischen Bibelübersetzungen (1488 Hussitenbibel und 1564 das NT der Kralitzer Bibel) – Ondřej Klatovský aus, der Deutschen und Böhmen das gegenseitige Verständnis ermöglichen will, aber keine Grammatik schreibt, sondern ein „Gesprächsbuch“, also eine Sammlung alltäglicher Redewendungen in zwei Sprachen (ähnlich wie der Sprachanhang in heutigen Reiseführern), denn von den Volkssprachen könne man gar keine Grammatik verfassen. Nicht alle Sprachen seien nämlich der grammatischen „Kunst“ zugänglich, sondern nur

„diese drey/ die Juedisch oder Hebreische/ Griechische/ und Lateinische/ die haben ire gewisse Regeln“

(Klatovský 1567, Vorwort).

Hebräisch, Griechisch und Lateinisch sind die Sprachen, die grammatisch geregelt sind, die Volkssprachen aber sind durch die Zerschlagung des babylonischen Turmes entstanden und können nur als regellose „Dialekte“ gelten.

Die Vorstellung von einer Volkssprache, die man nur aus dem „Gebrauch“ erlernen kann, weil sie keinen festen Regeln unterliegt, gibt Luthers bekanntem Dictum aus dem „Sendbrief

vom Dolmetschen“ (1530) eine gewisse neue Lesart. Luther verteidigt die von ihm gewählte Sprachnorm gegen vorgehende und zeitgleiche andere Bibelübersetzungen und reproduziert dabei mit dem Ausdruck ‚dem Volk aufs Maul zu schauen‘ genau das Diskursmuster von nur mündlich gegebener und aus dem Gebrauch zu erlernender Volkssprache:

den man mus nicht die buchstaben inn der lateinischen sprachen fragen, wie man sol Deutsch reden (...) sondern man mus (...) den gemeinen man auff dem marckt drumb fragen und den selbigen auff das maul sehen, wie sie reden (...)

(Luther 1917, 176).

Die Gegenüberstellung von schriftlichem Latein („buchstaben“) und mündlicher Volkssprache („maul“) als konzeptueller Gegensatz von gelehrter Schriftsprache und dem Gebrauch abzuhörender Volkssprache bestätigt nur nochmals, dass die Volkssprache im 16. Jahrhundert als unregelmäßiges Idiom gilt, das nur aus dem Gebrauch zu lernen ist. Was bedeutet es also, die Bibel in die Volkssprache zu übersetzen?

Körper und Geist

Die Bibel ist, so etwa der oben zitierte Klatovský, in den Sprachen der „Kunst“ geschrieben, welche grammatisch geregelt sind und daher eine exakte Übereinstimmung von sprachlichem Zeichen und bezeichneter Realität aufweisen. Diese exakte Übereinstimmung zwischen Zeichen und Bezeichnetem galt als so genau, dass eine oft geübte Methode der Bibelauslegung im Mittelalter darin bestand, sogar die materialen bzw. formalen Eigenheiten des Bibeltextes (etwa: wie viele Wörter hat der Satz?) oder die Klangähnlichkeit von sinnverwandten Wörtern als bedeutungstragend

zu verstehen (als Beispiel etwa Kranz 2010). Diese so genannte „etymologische“ Exegese des Bibeltextes ist an Übertragungen des Bibeltextes in eine andere Sprache nicht durchführbar, wo sich die Anzahl von Wörtern und etwaige Klangähnlichkeiten ändern. Sie beruht auf dem Dogma einer „Verbalinspiration“ des Bibeltextes, demzufolge die Bücher der Heiligen Schrift Wort für Wort ihrem jeweiligen Autor vom Heiligen Geist diktiert worden wären. Genau dieses Dogma fällt im 16. Jahrhundert, weil die Vorstellung der Verbalinspiration der grundlegenden Freiheit des Menschen widerspricht (vgl. Lauster 2004).

Vor diesem Horizont sollte das Unternehmen Bibelübersetzung im 16. Jahrhundert gesehen werden. Der geregelte Sprachausdruck der Heiligen Schrift soll in eine sprachlich unregelmäßige Volkssprache übertragen werden, was nur so geschehen kann, dass man allein den Sinn des Originaltextes übertragen will und in der Übertragung des Sinnes auch bereits die ganze Aufgabe sieht. Die Bibelübersetzungen der Renaissance wollen nicht mehr wie die volkssprachlichen Bibelglossen des Mittelalters Übersetzungshilfen sein, die zum Verständnis des Originaltextes anleiten, sondern sie wollen echte Übersetzungen sein: nämlich den Originaltext in einer anderen Sprache vollgültig repräsentieren.

Ein wenig allgemeiner gesprochen gehört das Unternehmen Bibelübersetzung damit zu dem ganzen Epochenumschwung der Renaissance, indem nun nicht nur die idealen Medien, sondern auch die unregelmäßigen, aber dafür natürlichen Medien die sinnhafte Bedeutung tragen können. Die scharfe Trennung des Mittelalters zwischen Geist und Körper wird aufgehoben. Die mittelalterliche Vorstellung einer gefallenen Körperlichkeit, welche sich nur in asketischer Selbsterleugnung der idealen Urbildlich-

keit annähern kann, wird im 16. Jahrhundert dahingehend durchbrochen, dass das körperliche Dasein, obgleich unvollkommen, bejaht wird als Ausdruck der idealen Urbildlichkeit. Die Aufwertung des Körpers, des natürlichen Seins, ist überall zu sehen. In der bildenden Kunst etwa erscheinen Madonnenbilder, deren sakrale Bedeutung nur noch am Heiligenschein erkenntlich ist, ansonsten ähneln sie zum Verwechseln einer zeitgenössischen Frau mit einem Kind auf dem Schoß. Die allgemeine Aufwertung des Körperlichen auf den Sprachkörper bezogen: Der unvollkommene Körper der Volkssprache wird als natürlich gegebenes Medium erachtet, um den idealen Sinn der Heiligen Schrift auszudrücken, und das unregelmäßige, aber natürliche Medium tritt so in Konkurrenz zum idealen, aber künstlichen Medium.

Paraphrase

Wenn die natürlichen, aber unvollkommenen Körper das Ideale ausdrücken sollen, kann eigentlich gar keine „Übersetzung“ zustande kommen. Man kann das Ideale nicht in das Unregelmäßige übersetzen, man kann sich eigentlich nur bemühen, das Gemeintete unter neuen Bedingungen zu „wiederholen“. Eine Theorie der Übersetzung basiert darauf, dass sowohl die Ausgangssprache wie die Zielsprache zwei zwar verschiedene, aber prinzipiell gleichrangige Sprachen sind. Wenn man annimmt, dass die „heilige“ Ausgangssprache das zu Sagende ein für allemal ideal und in größtmöglicher Bedeutungsfülle ausgedrückt habe, dann ist jede Übertragung in eine Volkssprache nur noch ein schwacher Widerschein, der sich unter erschwerten Umständen darum bemüht, das Wichtigste zu wiederholen. Der Begriff „Wiederholung“ ist mit Rücksicht auf Søren Kierkegaards gleichnamige Schrift von 1843 gewählt. Im

Gegensatz zu einer „Übersetzung“ soll damit die „Paraphrase“ gekennzeichnet sein: den Ausgangstext unter den Wahrnehmungsbedingungen des Übertragenden zu wiederholen.

Weil hier kein Raum für theoretische Erörterungen ist, will ich die Wiederholung (= Paraphrase) lieber an einem Beispiel verdeutlichen. In der Übersetzung von Psalm 2, 6-8 heißt es in der Lutherbibel von 1545:

*6 Aber ich habe meinen König
eingesetzt auf meinem heiligen Berg*

*Zion. 7 Ich will von einer solchen
Weise predigen, daß der HErr zu mir
gesagt hat: Du bist mein Sohn, heute
hab ich dich gezeuget. 8 Heische von
mir, so will ich dir die Heiden zum
Erbe geben und der Welt Ende zum
Eigentum.*

Ein Übersetzer hat mit diesen Versen kein Problem, denn er muss deren Inhalt nicht verantworten; es ist schließlich der Psalmdichter, welcher hier von sich sagt, dass Gott ihn als König und Sohn anerkannt habe. Wer aber

eine Paraphrase anfertigt, also eine Wiederholung des Inhaltes unter den eigenen Wahrnehmungsbedingungen, muss sich ernsthaft fragen, ob er, der Reformulator selbst, von sich selbst sagen will, Gott habe ihn zu seinem Sohn erklärt. Alle Texte, die sich diese Frage stellen, führen zu Paraphrasen, also zu Wiederholungen des Inhaltes („Du bist mein Sohn“) unter den Wahrnehmungsbedingungen des Übertragenden; Texte, die den Inhalt einfach als Wahrnehmung des ursprünglichen Autors reproduzieren, sind Übersetzungen (obige Liste: Wujek).

Der im Polnischen „ausgelegte“, also erklärende Psalter von Wróbel reflektiert die Schwierigkeit der Wiederholung und umgeht sie, indem ein Kommentar zu jedem lateinischen Vers den Inhalt entschärft. In dem Falle würden etwa Vers 6 und Vers 7 gar nicht von David bzw. dem lyrischen Ich des Psalms gesprochen, sondern es seien vielmehr Worte Jesu Christi selbst, die David verbalinspiriert niedergeschrieben habe. Wróbel schreibt eine kommentierende Übersetzung, wobei er den Text sozusagen in Einzelteile zerlegt, die keinem einheitlichen Autor, weder dem ursprünglichen Autor des Ausgangstextes, noch dem Autor des Zieltextes, zugeordnet werden können. Wróbel's Kommentar zerlegt den Ausgangstext, um eine christologische Lesart herzustellen, dass nämlich die alttestamentarischen Verse prophetisch auf die Ereignisse des Neuen Testaments und auf Christus hin verstanden werden können. Die christologische Lesart hat eine lange mittelalterliche Tradition und



■ Abb. 3: Mehrsprachige Ausgabe des Alten Testaments in den Sprachen Latein, Hebräisch, Aramäisch, Arabisch und Griechisch, Genua 1516;

Quelle: wikipedia, Warburg

ist nicht epochenspezifisch für die Renaissance. Wróbel's Psalterausgabe ist allerdings interessant dadurch, dass er in seinem Kommentar das Problem des Reformulierens genau anzeigt.

Mikołaj Rej schreibt bereits eine einheitliche Prosaparaphrase:

*Abowiem powiada Pan, iż ja nie
folgując nikomu, obrałem sobie kró-
la, który mi się upodobał, którego
przełożył nad wszystkim zebraniem
ludzkim i w którymem umyślił
wszystki kształty bóstwa swego osob-
liwie objawić.*

*Es spricht nämlich der Herr so: ich
habe ohne Rücksicht auf irgendje-
manden mir einen König erwählt, der
mir gefiel, den ich über alle versam-
melten Menschen setzte und dem ich
gedachte, alle Gestalten meiner Gott-
heit in ihrer Eigenart erscheinen zu
lassen.*

Rej bewahrt ebenso wie Wróbel die christologische Lesart, denn unter

dem alle Eigenschaften Gottes sicht-
bar machenden König ist in christli-
chem Sinne nur Christus zu verstehen.
Aber Rej hat schon einen Zusatz, näm-
lich, dass derjenige erwählt wurde,
„der mir gefiel“. Der kleine Zusatz ist
bedeutend und auch in allen folgenden
Paraphrasen zu finden.

In Jakub Lubelczyks gereimter
Psalm-Paraphrase klingen die Verse so:

*Rzekł do mnie wszechmocny Pan
z Majestatu swego / Tyś jest sam
wdzięczny mój syn z narodu mojego
/ Ciebiam ja dziś porodził ku kocha-
niu swemu*

*Es sprach zu mir der allmächtige
Herr in seiner Majestät: Du selbst
bist mein lieber Sohn aus meinem
Volk, Dich habe ich heute zu meiner
Liebe gezeugt.*

Bei Lubelczyk erzählt das lyrische
Ich der Verse von sich selbst, dass es
selbst „der liebe Sohn“ sei, den Gott
geschaffen habe, um ihm seine Liebe

erzeigen zu können, und auch bei Lu-
belczyk sehen wir den schon bei Rej
bemerkten Zusatz, dass es der „liebe
Sohn“ sei, der erwählt wurde.

Bei Kochanowski schließlich wird
die Emphase, selbst der von Gott An-
geredete zu sein, am emotional deut-
lichsten vorgeführt:

*Jam jest, mój Boże, król ten, który
Tobie/ Tak się spodobał; przez mię
będzie wiedział/ Świat Twe wyroki,
boś mi w głos powiedział:/ „Tyś mój
syn, jam cię dziś umnożył sobie.*

*Ich bin, mein Gott, dieser König, der
Dir so gefiel; durch mich wird die
Welt Deine Gebote erfahren, denn
Du hast mir vernehmlich gesagt: „Du
bist mein Sohn, ich habe Dich heute
für mich vermehrt.“*

Von Wróbel's Kommentar bis zu
Kochanowski's Versen wird das Be-
mühen immer deutlicher, einerseits
die christologische Lesart der Verse
aufrecht zu erhalten, und andererseits
gleichzeitig die Möglichkeit zu eröff-
nen, dass das lyrische Ich des Zieltex-
tes doch auch gleichzeitig der von Gott
Angeredete sein kann, und dies wird
erreicht durch den überall bemerkten
Zusatz: ‚lieber Sohn, der mir gefällt‘.

Es ist unschwer zu erkennen, dass
alle Übertragungen des alttestamen-
tarischen Psalms, die eine Paraphrase
sein wollen, an die Taufszene Jesu aus
Mt 3,17 anspielen, wo es heißt:

*Und siehe, eine Stimme vom Himmel
herab sprach: Dies ist mein lieber
Sohn, an welchem ich Wohlgefallen
habe.*

Alle Übertrager der Bibel in die Volks-
sprache, die den alttestamentari-
schen Text nicht nur übersetzen, son-
dern wiederholen wollen, stehen vor
dem Problem, den Sinn des alttesta-
mentarischen Textes unter den Wahr-

DER AUTOR

Thomas Daiber, Jahrgang 1961, ist seit 2007 Professor für Sla-
vische Sprach- und Kulturwissenschaft an der Justus-Liebig-
Universität Gießen. 1982-89: Studium der Germanistik (Neue-
re deutsche Literaturwissenschaft), Philosophie und Slavistik
an den Universitäten Freiburg i. Br. und Wien, 1989: Magister
Artium; 1991 Promotion zum Dr. phil. (Slavistik) mit einer Ar-
beit zur slavischen Grammatographie, Studium und Promotion
als Stipendiat der Studienstiftung des Deutschen Volkes. 1991
Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Slavistik in Freiburg, 1992-96
DFG-Forschungsprojekt „Aufschriften auf russischen Ikonen“;



1996-98 DFG-Habilitationsstipendium
„Polnische Psalterparaphrasen“. 1998-
2004 Wissenschaftlicher Assistent der
Slavistik in Halle/ Saale; 2003 Habilitati-
on an der Universität Halle/ Saale. Seine
Forschungsschwerpunkte: Historische
Sprachwissenschaft (Morphosyntax),
Textlinguistik (Gesprächsanalyse, Über-
setzungen) und Orthodoxe Ikonen.

nehmungsbedingungen des christlichen Übertragers zu wiederholen, und so bietet sich die Anspielung auf Mt 3,17 an: Einerseits wird mit dem Zusatz ‚lieber Sohn, der mir gefällt‘ in den alttestamentarischen Text die Anspielung an die neutestamentarische Taufszene Jesu eingefügt und so der Psalm in seine christologische Lesart überführt. Andererseits wird darüber hinaus auch ermöglicht – und Kochanowski ergreift diese Möglichkeit am deutlichsten – dass auch der Paraphrast selbst sich als Sohn Gottes aussagen kann, denn in christlichem Verständnis sind alle Getauften auch „Kinder Gottes“. Kochanowskis Verse sind hier am deutlichsten: Gott habe ihm „w głos“ gesagt, dass er ihn zum Sohn annehme. Polnisch „w głos“ heißt „laut, vernehmlich“ (modernes Polnisch: na głos), wäre wörtlich als „in die Stimme“ zu übersetzen. Mit einem Wortspiel deutet Kochanowski auf den Begriff der Verbalinspiration und führt ihn gleichzeitig vor. Das vernehmliche Sprechen Gottes und das daraus beim Dichter Stimme werdende Gedicht erschaffen das, worum es geht: wer sich als Kind Gottes bekennt, ist dadurch der Sohn, zu dem gesprochen wird.

Der Gipfel der Dichtkunst

Zu den christologisch motivierten Lesarten in den polnischen Psalm-Paraphrasen des 16. Jahrhunderts wäre noch einiges zu sagen; an vorstehendem Beispiel aus Ps 2 sollte zumindest deutlich geworden sein, dass Paraphrasen sich von Übersetzungen dahingehend unterscheiden, dass sie den Ausgangstext unter ihren aktuellen Wahrnehmungsbedingungen wiederholen, seien diese eher kollektiv gefasst (christliches Verständnis alttestamentarischer Texte) oder eher subjektiv zugespitzt wie bei Kochanowski (der polnische Dichter selbst tritt an die Stelle Davids). Eine Theorie verschiedener



Reformulierungshandlungen (Übersetzen, Paraphrasieren, Adaptieren, Parodieren, Persiflieren usw.) in heutigem Sinne war noch nicht vorhanden, und deren Geschichte nachzuzeichnen ist hier nicht der Ort. Wohl aber ist abschließend zu fragen, warum es gerade der biblische Psalter sein musste, an dem die paraphrasierende Reformulierung so oft geübt wurde. Hier ist an das eingangs Gesagte über die Bedeutung des Psalters für den Gottesdienst zu erinnern, aber eben deshalb auch daran, dass die Psalmen, die jeder Beter mit seinem eigenen „Ich“ spricht, darum besonders als Textsorte dazu prädestiniert sind, nicht übersetzt, sondern „wiederholt“ zu werden. Der alte Text wird wiederholt unter den Wahrnehmungsbedingungen des aktuell Sprechenden, sei es als Glied der christlichen Gemeinde (Lubelczyk: „Volk“), sei es als der individuell Einzelne, der sich als Angesprochenen erkennt wie bei Kochanowski. Von allen alttestamentarischen Textsorten ist es gerade die Lyrik des hebräischen Psalters, die dazu reizt, sie vom Standpunkt des aktuell Sprechenden Ichs zu wiederholen.

Dazu kommt, dass der Psalter traditionell im christlichen Verständnis als Gipfel der Dichtkunst galt. Wieder hat

■ Abb.4: Holzschnitt vom „Vater der polnischen Literatur“ Mikolajaj Rej

Quelle: www.polona.pl/dlibra/doccontent?id=6145&from=FBC

Kochanowski im Widmungsgedicht zu seiner Psalterparaphrase dies deutlich ausgedrückt:

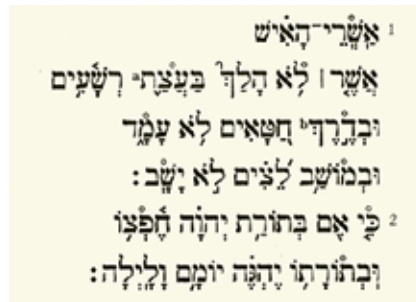
*I teraz ci z Libanu niosę Dawidowe /
Złote gęśli a przy nich polskie pieśni
nowe (...) I wdarłem się na skałę
pięknej Kallijopy, / Gdzie dotychmi-
ast nie było znaku polskiej stopy.*

*Und nun bringe ich Dir vom Libanon
die goldene Leier Davids und dabei
neue polnische Lieder. (...) Und ich
begab mich auf den Gipfel der schö-
nen Kalliope, wo sich bislang keine
Spur eines polnischen Schrittes fand.*

Der Psalter ist wegen verschiedener Aspekte ein Prüfstein der Dichtkunst. Zu dem Epochengefühl der Melancholie im 16. Jahrhundert passt, dass David, dem die Tradition sämtliche 150 Psalmen als Autor zuschreibt, seit den Ausführungen des Augustinus zu Ps 43 („Ennarationes in Psalmos“) als Vorbild der Melotherapie dient, denn er vertrieb die Schwermut Sauls wie bekannt eben durch sein die Psalm- dichtung begleitendes Saitenspiel. Das Problem der Melancholie gehört insofern zu unserem Thema, als das oben angesprochene neue Verhältnis zwischen Körper und Geist notwendig zu einem melancholischen Grundgefühl führt. Wenn das körperliche Dasein, obgleich unvollkommen, bejaht wird als Ausdruck der idealen Urbildlichkeit, so ist ihm eine Aufgabe gegeben, die immer nur unvollkommen und unvollendet erfüllt werden kann. Es bleibt immer bei einer vorläufigen Erfüllung, immer bei dem Bewusstsein, dass „sub specie aeternitatis“ die Bemühung vergeblich war.

■ Abb. 5: Psalm 1, Vers 1-2 aus der Biblia Hebraica Stuttgartensia

Abbildung: Ekuah



Während es nun wirklich vermessenes ist, hier noch schnell das Problem „Melancholie“ zu erledigen, sollte doch zumindest klar sein, dass die Möglichkeiten der Volkssprache gegenüber den idealen „heiligen“ Bibelsprachen Hebräisch, Griechisch und Latein genau dort am besten gezeigt werden können, wo dem Muster der Dichtkunst ein ebenbürtiges volkssprachliches Pendant zur Seite gestellt werden kann. Der Psalter ist als Dichtungsideal der Prüfstein für die Kraft Volkssprache, und diese Ansicht drückt sich in Kochanowskis Widmungsgedicht klar aus.

Abschließend kann also gesagt werden, dass jenseits der praktischen Bedürfnisse der Reformation nach volkssprachlichen Bibelübersetzungen gerade die Reformulierung des Psalters mit mehreren Motiven verbunden ist. Zum einen reizt er zum „Wiederholen“, Paraphrasieren, was zunächst nichts mit dem Problem der Volkssprache zu tun hat (siehe Campensis), sondern vielmehr mit der Epochenspezifität der Renaissance, nämlich der Wiederholung der alten Werte unter neuen Wahrnehmungsbedingungen. Als Textsorte, die zur Wiederholung reizt, eignet sich der Psalter mit seiner Betonung der lyrischen Subjektivität ganz besonders. Das Problem der Wiederholung ist dabei noch speziell mit der Frage der Bibelübersetzung verbunden, indem von einer idealen „heiligen“ Sprache gar keine Übersetzung im strengen Sinne angefertigt werden kann, sondern nur der Versuch, die Bedeutung

unter neuen Sprachbedingungen zu wiederholen. All diese Aspekte wirken zusammen und geben den zahlreichen Psalterreformulierungen des 16. Jahrhunderts in Polen (und auch anderswo in Europa) ihre charakteristischen Texteigenschaften, nämlich zumindest christologische Lesarten, zumeist auch reformatorische Untertöne.

Das Übersetzen kulturautoritativer Texte ist keineswegs eine Tätigkeit, die sozusagen stabil durch alle Zeiten gleich abläuft. Vielmehr war die Frage der Bibelübersetzung im 16. Jahrhundert auch damit verbunden, dass die Vorstellung von „heiligen“ Sprachen im Zuge der allgemeinen neuen Weltzuwendung unhaltbar wurde.

Heute, nach dem Entstehen der historischen Sprachwissenschaft am Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts, begreifen wir natürliche menschliche Sprachen als akustische Symbolsysteme, in denen die Bedeutung der Zeichen im Kommunizieren ausgehandelt und auch immer verändert wird, und in denen sich systemische und durch die äußere Sprachgeschichte induzierte Veränderungsmöglichkeiten immer neu auswirken. So liegt für uns die Zeitgebundenheit des Übersetzens im jeweiligen historischen Sprachstand der Zielsprache, im Epochengeschmack der Übersetzungszeit und natürlich auch in den individuellen Formulierungsmöglichkeiten des Übersetzers begründet. Der für uns selbstverständliche Vorgang des Übersetzens musste in einer Zeit, als die gramma-

tische Kodifizierung der Volkssprachen kaum begonnen hatte und die normative Kraft des Lateinischen als Bildungssprache noch fast ungebrochen bestand, als mediale Möglichkeit erst einmal vorgeführt werden. •

LITERATUR

Arens, H. 1969: Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart. 2 Bde., Frankfurt a. M.

Klatovský, O. 1567: Knyžka w Českém a Niemeckém Jazyku složená / kterakby Czech Německy a Němec Český čijisti / psáti / y mluwiti / učiti se měl. Praha: Georg Melantrich von Auentin.

Kranz, D. K. 2010: Die etymologische Exegese des Namens „Manasse“ in der Patristik und bei einigen Autoren des frühen Mittelalters. In: Alpha Omega 13/ 1, 29-44.

Lauster, J. 2004: Prinzip und Methode. Die Transformation des protestantischen Schriftprinzips durch die historische Kritik von Schleiermacher bis zur Gegenwart. Tübingen. (= HUTH 46)

Luther, M. (1917): Werke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe, ed. A. E. Berger. 3 Bde., Leipzig, Wien s. a. [1917].

KONTAKT

Prof. Dr. Thomas Daiber
Justus-Liebig-Universität
Institut für Slavistik
Otto-Behaghel-Straße 10 D
35394 Gießen
thomas.daiber@slavistik.uni-giessen.de